

Sprachwissenschaftliche Abhandlungen

von
Heinrich Ewald.

I. Abhandlung über den Bau der Thatwörter im Koptischen.
(Aus dem 9. Bande der Abh. der Kgl. Ges. der Wissensch. zu Göttingen 1861.)

Der Verf. sagt zwar, er wolle „mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Aufgaben und die Bedürfnisse unsrer heutigen Sprachwissenschaft beginnen“; thatsächlich aber beginnt er mit der Wichtigkeit, welche die wissenschaftliche Erkenntniß der Sprache für die menschliche Wissenschaft überhaupt habe; geht dann dazu über (S. 5), „einige große allgemeine Wahrheiten anzudeuten“, welche die Sprachwissenschaft schon gewonnen habe; und spricht endlich auch von den Mitteln, durch welche solche Ergebnisse erreicht wurden — von Aufgabe und Bedürfnissen kein Wort. Dieser Umsprung des Bewußtseins ist nicht bedeutungslos.

Der Verf. nämlich kennt kaum Aufgaben, die noch zu lösen wären; die wichtigsten Sprachen sind „in ihrem gesammten Wesen aufs vollkommenste erkaunt“: obwohl „kein Sprachstamm so gut erkaunt ist, wie der semitische in des Verf. hebräischer Sprachlehre“ (S. 6), also noch vollkommener als auf das vollkommenste. Es lasse sich also kein Sprachforscher einfallen in Bezug auf das Semitische mehr zu thun, als des Verf. hebräische Grammatik auswendig zu lernen.

„Eine andere allgemeine Wahrheit“ (nach Ansicht des Verf.) „deren Erkenntniß schon jetzt für gesichert gelten“ könne, nämlich daß alle Sprachen an Werth „völlig gleich“ seien, weil jede die Verwirklichung des Ideals sei, ist nach unsrer Ansicht ein alter Irrthum, dessen Widerlegung schon jetzt für gesichert gelten kann. Was der Verf. gegen eine wesentliche Verschiedenheit der Sprachen unter einander und einen wesentlichen Vorzug der einen vor der andern sagt, ist zu eitel, als daß es lohnte darauf einzugehen. Nur ein Punkt sei beachtet: „Wenn ein Volk“, sagt der Verf., „oder ein ganzer Völkerstamm wirklich von Anfang an eine Sprache wesentlich geringeren Werthes

hätte, so würde darin der deutlichste Beweis der allgemein geringeren Begabung eines solchen Volkes liegen, und man wäre befugt, es demgemäß (NB.) „zu behandeln“. Nicht bloß befugt, meine ich, sondern verpflichtet. In der That, der Sprachforscher könnte sich durch das Wesen seiner Wissenschaft für berufen halten, die Cultur-Völker Europas und Amerikas fort und fort an die heilige Verpflichtung zu erinnern, welche sie ihren geistesärmeren Mitvölkern gegenüber haben, ihnen Lehrer und Wohlthäter zu sein, sie an allen leiblichen, geistigen, namentlich sittlichen Vorzügen der Bildung theilnehmen zu lassen. So schließen wir; wer wagt es, anders zu schließen? Thut man's aber — nun, es hat jeder sein Gewissen, sollte es haben! Nur schiebe man uns nichts in die Seele, was nicht in uns ist.

Der Verf. sagt auch: „Noch weniger scheint es gut, die eigene Sprache oder doch den eigenen Sprachstamm vor allen anderen zu loben.“ Er scheint außerordentlich zart in der Scheu vor Selbstlob. Aber darf denn auch z. B. der Jude nicht den indogermanischen Sprachstamm vor allen anderen loben?

Jene Erkenntnisse aber, fährt der Verf. fort, sind nur durch eine äußerst wichtige Einsicht gewonnen worden. „Das ist die, daß alles in menschlicher Sprache zuletzt von bestimmten Mächten abhängt, die man genau erkennen und verfolgen kann, die an Zahl begrenzt, an Wirkung, so lange sie sich lebendig erhalten, desto unwiderstehlicher sind und noch in ihren Nachwirkungen ihr einstiges kraftvollstes Leben äußern, und die in ihrem Zusammenwirken den Bau und die Ausgestaltung wie aller Sprache so auch jeder einzelnen bedingen.“ Welche geheimnißvolle Ankündigung! Sind diese Mächte „an Zahl begrenzt“, warum führt sie der Verf. nicht namentlich auf? So lange sie leben, sind sie unwiderstehlich — was widersteht sich ihnen denn? Und noch im Tode „äußern“ sie ihr Leben — wunderbar! Was mögen sie sein? „Wir nennen sprachliche Mächte die Nothwendigkeiten, welche thätig werden, sobald der Geist, was er sprachlich ausdrücken will, in den Sprachstoffen wirklich ausdrückt: er kann dieses nur nach durchgreifenden Gesetzen und in festen Richtungen, und beherrscht so, wie durch bestimmte

Mächte, alle die Sprachstoffe; aber die Stoffe, welche diese Mächte ergreifen, um sich bewegen zu können, und die Richtungen, wie sie sich bewegen, sind eben bei den einzelnen Sprachstämmen im Großen sehr verschieden." (S. 9.) Was sollen das aber für „Nothwendigkeiten“, „durchgreifende Gesetze“ und „feste Richtungen“ sein, welche sich nicht nur in sehr verschiedenem Stoffe, sondern auch in „sehr verschiedenen Richtungen“ bewegen! Ferner: „Diese Nothwendigkeiten, welche von vorne an, wie über und vor aller Sprache schon da sind“, diese müssen doch wohl in allen Sprachen ewig herrschen, wenn auch nach verschiedenen Richtungen? Nein, meint der Verf.; wir hörten ja schon, daß sie sterben können, wiewohl sie dann immer noch ihr Leben äußern. Es gibt unter ihnen freilich auch unsterbliche; dafür aber auch andere, welche erst in späterer Zeit neu entstehen (S. 10). Und so gibt es denn „in den verschiedenen Sprachen und noch mehr in den verschiedenen Sprachstämmen mannichfache Mächte“ (oben hieß es: „an Zahl begrenzt“), welche eben so mannichfache, sehr bunte Sprachbaue herbeiführen.“

Es ist kein Wunder, daß der Verf. bei der pomphaften Manier, in welcher er seine Platteiten ausdrückt, völlig unklar bleibt. Wer würde aus Obigem errathen, was für sprachliche Mächte der Verf. meint? Er meint aber, wie später hervorgeht, weiter nichts, als die verschiedenen Weisen der lautlichen Formbildung: Suffigirung, Präfigirung, Wandel des Wurzelvocal, Reduplication u. s. w. „Denn die Verschiedenheit der Sprachen trifft nur den Bau, oder die An- und Verwendung der nothwendigen Stoffe zum Ausdrucke der Gedanken“ (S. 8).

Wenn nun der Verf., bevor er an sein besonderes Thema geht, erst noch über das „Aoptische überhaupt“ spricht, so versteht es sich nach dem eben Bemerkten, daß er nicht darauf ausgehen kann, ein eigenthümliches Princip der inneren Anschauungsweise des Aegyptischen, der Synthesis dieser Sprache, wie Humboldt fordern würde, nachzuweisen; sondern nur um die Eigenthümlichkeit des Baues handelt es sich.

Der Verf. erwähnt zuerst die Erscheinung, die, obwohl „für alle Sprachgeschichte höchst denkwürdig“, „sich wohl in

keiner Sprache eben so vollendet hat wie im Koptischen". Dieses nämlich, obwohl ursprünglich suffigirend, setzt die näheren grammatischen Bestimmungen dem Wortstamme voran. Die Suffigirung ist in ihm „wie im Verschwinden“, hat jedoch „viele gewaltige Ueberbleibsel ihrer einstigen Herrschaft in ihm zurückgelassen“. Von diesem Wandel des morphologischen Principis gibt uns aber der Verf. eine wunderliche Vorstellung. Das t, welches im Altägyptischen dem weiblichen Nomen, das n, welches dem Plural suffigirt wurde, „haben sich in dem Fürworte“ (Artikel) — pi oder pe und p nach vorne hingedrängt und sich hier an die Stelle des p selbst gesetzt, so daß nun ti oder te, t als Zeichen des Weiblichen und ni oder ne als das der Mehrheit herrschen“. Diese Anschauung, in so weit sie klar ist, ist nicht nur sehr mechanisch, sondern auch nicht historisch trennend. Die alte Demonstrativwurzel mit p hatte uranfänglich ein Fem. mit t und einen Plural mit n. Abfall der nominalen Endung und Entwicklung des Artikels: das ist die Thatsache.

Die Neigung des Koptischen, die grammatischen Bestimmungen dem Stamme vorzusetzen, ist nach dem Verf. „wie (!) der neueste und lebendigste Sprachtrieb im Koptischen, der in ihm zu einer wahren Macht wird, so daß wir an ihm das Wesen einer der oben berührten sprachlichen Mächte gerade da, wo sie am frischesten eingreifen, am deutlichsten und lehrreichsten beobachten können. In der That ist dadurch der Wortbau im Koptischen seinem lebendigsten Wesen nach wie (!) umgedreht; und es kann nur wie (!) eine plötzliche gewaltige Umwälzung des ganzen Lebens und Geistes dieses Volkes in seiner Urzeit gewesen sein, welche auch in seiner Sprache wie (!) einen neuen Anfang setzte, ihr wie (!) ein anderes Gesicht ausdrückte und sie erst wahrhaft zur koptischen umschuf, etwa in jener entferntesten Zeit, wo das Volk dieser Sprache sich erst völlig von seinen frühesten Verwandten weit trennte und sich in Aegypten niederließ.“ Der Verf. ist wie von seiner Phantasie hingerissen. Haben etwa die Könige der alten Dynastien koptisch gesprochen? „Die Gestalt und der Bau“ des Koptischen redet wahrlich nicht „von urältesten Umwälzungen, von welchen sonst keine Kunde zu uns gelangt ist“; sie bekundet nur das etwa mit der persi-

sehen Eroberung beginnende, seit Alexander sich steigende Hinschwinden des ägyptischen Volksgeistes. Der Verf. drückt sich aber überhaupt in einer Weise aus, daß man annehmen muß, seine Ansicht sei vielmehr, das Ägyptische überhaupt als solches zeichne sich durch Präfigirung an Stelle von vorangegangener Suffigirung aus. So liegen aber die Thatsachen keineswegs. Bis über Psammetich hinab wurden auch im Ägyptischen nominale Bestimmungen und personale Verhältnisse des Verbums durch Suffigirung bezeichnet, und steht diese Sprache in dieser Beziehung dem Semitischen ungefähr gleich. Was zwingt oder berechtigt denn nun zu der Annahme, die beim Verf. unerschütterlich festzustehen scheint, daß diese beiden Stämme, wie auch das Indogermanische, in der Urzeit nur suffigirt, gar nicht präfigirt hätten? Hierzu liegt um so weniger Veranlassung vor, als man sich die Formen jener Ursprache, welche die Mutter oder der Keim der drei kaukasischen Sprachstämme gewesen sein mag, doch nur in vollster Flüssigkeit und allseitiger Schwankung denken darf. Wenn selbst in den ältesten uns bekannten Sprachformationen schon eine gewisse Verfestigung, gleichsam eine Verholzung, eingetreten ist, so muß dagegen in jener Ursprache alles noch wie ein springender Punkt gewesen sein; noch nirgends erhärtete Form, überall bewegter Proceß, und dieser in großer Mannichfaltigkeit.

Was sich also im Koptischen, d. h. der Sprache der ägyptischen Christen, im Vergleich zu den ältesten Bildungen des Ägyptischen als eigenthümlich zeigt, ist im Allgemeinen bloß dieselbe Erscheinung, welche alle neueren indogermanischen Sprachen im Gegensatz zu den älteren darbieten, nur nach der Eigenthümlichkeit des Ägyptischen eigenthümlich modificirt.

Zur Betrachtung dieser dem Koptischen eigenthümlichen Modification gehen wir nun über. Ich werde zunächst die Thatsachen in möglichster Unmittelbarkeit, mit Fernhaltung jeder theoretischen Auffassung, gedanklicher Vermittelung, darstellen, damit wir um so reiner vor uns sehen können, was der Verf. aus denselben gemacht hat. Es handelt sich aber um Folgendes. Das Possessivum wird im Koptischen durch ein Affix ausgedrückt, z. B. sein durch affigirtes *f*. Ursprünglich trat dieses

hinten an das Substantivum, ward suffigirt; aber schon in den früheren Epochen des Aegyptischen tritt es häufig nicht an das Substantivum, sondern an den Artikel, der vor dem letzteren steht; und diese Weise ist im Koptischen fast die ausschließliche. Das possessive *f* wird also dem Artikel suffigirt und so steht es mittelbar vor dem Substantivum; z. B. *pe f tenk* der sein Flügel (statt *tenk-f* sein Flügel), Mehrheit: *ne f tenk* die sein Flügel, seine Flügel. Dieses selbe *f* beim Verbum bezeichnete die dritte Person; und ursprünglich suffigirt, tritt es im Koptischen vor das Verbum, und zwar zwischen dieses und die präfigirten Temporal- und Modal-Zeichen, also in ähnlichem Verfahren, wie beim Nomen; z. B. *a* ist Zeichen der Vergangenheit; Wurzel *nau*: sehen; also: *a f nau* er sah (einfachere Verbindung: *nau-f*). Hierzu kommt nun noch, daß man beim besonders genannten Subject das *f* ganz wegläßt: *a ph rōmi nau* etwa: hat (oder einst) der Mensch gesehen, d. h. der Mensch sah. Soll die Vollendung bestimmter ausgesagt werden, so wird das *a* verdoppelt und kann ganz wie das einfache *a* construirt werden. Beim besonders ausgedrückten Subject aber kann dieses hinter das erste *a* treten, und dem zweiten vor dem Verbum wird noch *f* beigefügt, also: *a ph rōmi a f nau* der Mensch er hat gesehen, oder: einst der Mensch, einst er sehen. Eben so geschieht es bei sämtlichen Temporal- und Modal-Charakteren. Wie will nun der Verf. diese Thatsachen ansehen wissen?

Ausgehend von dem oben zuerst angeführten Falle mit dem Possessivum beim Substantivum, sagt er (S. 22): „Wir haben hier drei an sich noch trennbare Wörter, welche nur in dieser engen Folge auf einander und wie in dieser gezwungenen Kette Sinn haben.“ Ist dem so? Kann man das *f*, einen einfachen Consonanten, ein Wort nennen? Und hat nicht „der Flügel“, *pe tenk*, auch ohne *f* seinen Sinn? Es liegt also in dieser Behauptung des Verf. wenigstens etwas Schiefes und Ungenaues. Wenn er nun fortfährt: „Aber allein der Artikel vorne ist hier wie (!) der feste Halt, an den sich zunächst das untergeordnete Fürwörtchen, dann mit diesem das Substantivum fest anhängt“, so sehe ich wahrlich nicht ein, woher der Artikel

solche Macht gewinnen, und wie das Substantivum sich an ein Affix und durch dieses einem anderen Worte, von dem es bestimmt wird, anhängen sollte?

Solch eine Verbindung nennt nun der Verf. eine „Wortkette“, und eine solche sieht er auch in den anderen oben angeführten Fällen, die aber ganze Sätze bilden, weswegen er sie „Satzketten“ nennt. Was dort der Artikel that, thut hier das Zeichen der Vergangenheit a. „Es ist nur ein kurzes Wörtchen, bloß ein einfacher Vocal: aber es ist ein Wörtchen, welches wie (!) den geistigen Zug und Schlag dem ganzen Satze gibt, ihm wie (!) seine Richtung unweigerlich anweist und ihn so (man kann kurz sagen) geistig beherrscht. Aber wie (!) nachgebend dieser Gewalt reihet sich nun auch umgekehrt der ganze Satz mit seinen beiden gleich selbstständigen Hälften ihm vollständig unter: sowohl das stolze Subject des Satzes als sein Prädicat.“ Genes a und pe sind „die Herrschwörtchen“, welche zunächst das Subject regieren. Der Verf. führt, um uns solche Satzbildungsweise näher zu bringen, das lateinische en me victum an. Ist wohl solche Auffassung mehr als „wie“ eine ganz subjectivistische Phantasie?

Die hierauf folgende Darlegung der koptischen Verbalformen verträgt keine Kritik; denn sie veranlaßt keine. Nur spärlich geht der Verf. auf den koptischen Sprachgebrauch ein, und völlig unbeachtet bleibt die geschichtliche Entwicklung, das Verhältniß des Koptischen zu den älteren Bildungen des Aegyptischen. So fehlt denn die objective Grundlage. Dazu kommt, daß der Verf. in der Theorie der Tempora durchaus verworren ist, was wunderliche logische Solécismen veranlaßt. So ist von einem Imperf. perf. die Rede (S. 42) und das lateinische und griechische Imperfectum heißt Imperfectum praesentis (S. 36). So wollen wir denn nur eine Erklärung des Verf. prüfen.

Das Unvollendete entbehrt im Koptischen, nach des Verf. Ansicht, jedes besonderen Zeichens; dem Verbalstamme wird der Personal-Charakter präfigirt. Das Vollendete dagegen habe den Charakter a, dem das Personale suffigirt wird; beides so verbunden, tritt vor den Verbalstamm, wie schon erwähnt (vorige Seite). Dieses a, ursprünglich unserem demonstrativen „da“

entsprechend, „habe die Kraft, das was damit behauptet zu werden beginnt“ (soll heißen: die im folgenden Verbum ausgedrückte Handlung), „in die Vergangenheit zu werfen.“ Der Verf. stellt, wie schon früher von Anderen geschehen, dieses a mit dem griechischen und sanskritischen Augment ε, α zusammen. Dann entspräche koptisch a-k-ti grammatisch einem griechischen ε-δω-ς, nur daß die Stellung verändert wäre. Sagte man ε-σ-δω oder a-ti-k, so wäre die Uebereinstimmung vollständig, und der Verf. scheint ja atik für die ursprüngliche Form zu halten.

Was würde hieraus für die temporale Bedeutung des koptischen akti folgen? nicht daß es ein Perf., ein Vollendetes, sondern einen Aorist. Präteriti, ein Vergangenes, bedeutet — ein Unterschied, den der Verf. nicht versteht.

Ferner: diese Form mit präfigirtem a soll neben der anderen Form ohne Zeichen die ursprünglichste sein. Nun findet sie sich aber zwar schon im Demotischen, jedoch nicht im Hieroglyphischen! Also kann sie wohl nicht ursprünglich sein. — Endlich: Das Präfix a steht auch beim Futurum; also kann es an sich und ursprünglich nichts mit der Vergangenheit zu thun haben.

So ist dem Verf. der Boden seines Gebäudes entzogen. Es lohnt sich nicht, näher auf das Einzelne einzugehen.

Ich erlaube mir nun, in Bezug auf das System der koptischen Tempora, welche viele Schwierigkeiten darbieten, folgende Ansicht aufzustellen, um sie der Prüfung der Aegyptologen zu empfehlen.

Das koptische Futurum ist am leichtesten zu erklären und längst erklärt: ti-na-sotem, ich werde hören, ist eigentlich: ich komme (zu) hören, je vais écouter; e-i-e-sotem, ich werde hören, eigentlich: bin ich zu hören, je suis à écouter. Die letztere Form findet sich schon im Hieroglyphischen; einem koptischen e-k-e, du wirst — entspricht dort au-k-er, seyn du zu, du bist zu, du wirst. Die andere Form mit na ist jüngeren Ursprungs, wie schon die Stellung des Personal=Zeichens beweist, welches in ihr nach koptischer, jüngerer Weise präfigirt wird, während es in der Form mit e (älterem au) nach älterer Weise diesem

Hülfsverbum suffigirt ist. Auch kommt die Form mit *na* weder im Hieroglyphischen, noch im Demotischen vor. Eine Form, welche Brugsch aufführt, und welche er der koptischen mit *na* gleichstellt, scheint nur eine graphische Variante für die erste Form zu sein, aus später Zeit und nur in besonderem Falle angewandt.

Das Futurum ist also klar bezeichnet als die Form der bevorstehenden Handlung; *e-i-e-sötem* ist nicht sowohl *audiam* als *auditurus sum*. Ihm gegenüber stand im Hieroglyphischen als Form der vollendeten Handlung eine Bildung, welche so entstand, daß man dem Verbalstamme das Hülfsverbum *na* suffigirte und letzterem die Personal=Zeichen: *ta-na-f* (vom) geben kommen er, er hat gegeben, *rah-na-i* ich habe gewaschen, *en-na-i* ich habe gebracht, *i-na-i* ich bin gekommen, eigentlich vom kommen kommen ich, also: ich bin da. Von diesem *na* ist hieroglyphisch nur das *n* geschrieben. Daß in diesem das Hülfsverbum *na*, kommen, steckt, oder wenigstens überhaupt ein Hülfsverbum, geht daraus hervor, daß es die Personal=Affixe annimmt, während die modalen Zeichen pronominalen Ursprungs vor den Verbalstamm treten und dem letzteren die Personal=Suffixe lassen.

Das Hieroglyphische hat nun noch eine dritte Form, bestehend aus dem nackten Verbalstamm mit suffigirten Personal=Zeichen für die dauernde Handlung, d. h. Wiederholung und Zustand, welche besonders für die ewigen Handlungen der Götter angewandt wird, also ein unbestimmtes Präsens bildet: *ta-i*, ich gebe.

So haben wir im Hieroglyphischen die drei Grund=Zeiten, die sogenannten objectiven Zeiten der Handlung. Die zuletzt genannte war die ursprüngliche und, wie der Form nach die einfachste, so dem Sinne nach anfänglich ganz unbestimmt. Zunächst trat die zweite hinzu, um den wichtigsten Gegensatz der Dauer und Vollendung zu bezeichnen. Die Consequenz trieb dann weiter zur dritten Zeit, der oben zuerst angeführten.

Im Demotischen, der zweiten Entwicklungsstufe des Aegyptischen, liegt innerlich dasselbe System vor, aber äußerlich anders bezeichnet. Das Demotische hatte die Perfect=Form auf

na aufgegeben. Dafür erhielt die einfache Form, Verbalstamm mit Suffix, Perfect-Bedeutung. Also: *ta-i* ich habe gegeben, *džer-i* ich habe empfangen, was den Werth von „ich gebe“, „ich empfangen“ hat; *ta-t, mati hedž-ti* du (Frau) hast gegeben, zufrieden (ist) Herz mein. Der Verstorbene spricht: ich habe gegeben, *ta-i*, Brot den Hungernden. Man sieht an diesen Beispielen deutlich, wie der Uebergang der Bedeutung von der Dauer in das Perfectum möglich war. Das Perfectum wurde dann aber auch zum Aorist: „den 24. Tag des Monats Pharamuthi machten sie, *ar-u*, den Anfang.“ Nun mußte aber für die dauernde Handlung eine neue Form geschaffen werden. Man wählte hierzu passend das Verbum substantivum *a*, dem man die Personal-Suffixe gab; also: *a-i-aw* ich reinige, dauernde Handlung, eigentlich: seyn ich reinigen, ich bin reinigend, *a-f-dži* er pflegte zu geben, gab immer; *šan-a-k-aš* wenn (so oft) du aussprichst; *a-u-ar* sie pflegen zu feiern; *a-s-mer* sie (die Isis) liebt.

So sind im alten Aegyptischen nur die drei objectiven Zeiten gebildet: Vollendung, Dauer und Bevorstehen; der Unterschied der subjectiven Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, ist noch nicht vorhanden. Das Koptische nun hat die Erbschaft unvollständig angetreten. Es hatte nicht nur, wie schon das Demotische, das alte Perfect mit *na* verloren; sondern auch die einfache Form, welche im Demotischen zum Perfect geworden war, war ihm abhanden gekommen. So blieb ihm nur, abgesehen vom Futurum, die schon secundäre *a*-Form des Demotischen, welche es auch in demselben Sinne der Dauer bewahrte. Es gewann ein neues Perfectum, indem es der *a*-Form noch ein *a* vorsetzte, über dessen ursprüngliche Bedeutung ich nichts behaupten möchte. Während also *a* die Dauer und das Präsens bezeichnet, so war das Perfectum durch *aa* bestimmt. Man liebte es, zwischen beide *a* das Subject einzuschieben. Da das erste, vor dem Subject stehende *a* das eigentlich charakteristische war, so fiel das zweite vor dem Verbum häufig aus. So ist der Schein entstanden, als wenn im Koptischen einfaches *a* ein Perfectum oder Präteritum und Präsens bezeichnete, oder als wenn

a vor dem Verbum das Präsens, vor dem Subject aber stehend das Perfectum bildete.

Das a entspricht also nicht genau dem griechischen Augment, und von einem Sachherrsichwörtchen, welches Subject und Prädicat regiert, kann nicht füglich die Rede sein. Wie beim koptischen Futurum *e-k-e-sötem* das Verbum substantivum *e* durch Personal-Suffire in ältester Weise flectirt wird: seyn du zu hören, du bist zu hören, du wirst hören, so sagte man demotisch und koptisch *a-k-sötem* seyn du hören, du bist hörend, du hörst, und koptisch *a-a-k-sötem* gewesen seyn du hörend, du hast gehört, *a-a-f-sotem* er hat gehört, *a pi rōmi a-f-sötem* gewesen der Mensch seyn er hörend, der Mensch hat gehört, *a pi rōmi sötem* gewesen der Mensch hören, der Mensch hat gehört, hörte, scheinbar nur noch durch die Stellung verschieden von *pi rōmi a-f-sötem* der Mensch seyn er hörend, der Mensch hört.

Daß im koptischen Sprachgefühl die Bedeutung des alten a als Ausdruck des Seyns noch lebhaft war, geht daraus hervor, daß es sein Futurum mit na in ganz unnütz periphrastischer Weise durch dieses a bereicherte. Neben einfachem *k-na-sötem* du wirst hören, sagte man auch *a-k-na-sötem* du bist kommend zu hören.

So hat das Koptische die drei objectiven Tempora wiedergewonnen; aber noch haben wir nichts von subjectiven Zeitformen auftreten sehen. Ewalds Annahme, daß das koptische a, als ein Augment, ein ursprüngliches Demonstrativum sei, „da“, welches die Handlung in die Vergangenheit rücke, wird durch nichts bestätigt — noch abgesehen davon, daß sie seiner eigenen Behauptung widerspricht, diese Form mit a bezeichne die Vollendung, was übrigens auch falsch ist. Auch Brugsch kann ich nicht beistimmen, wenn er (Gr. demotique p. 138) für das Demotische ein besonderes Plusquamperfectum aufstellt *ne-ta-i* ich hatte gegeben, welches einem koptischen *ne-a-i-ti* entsprechen soll. Sene demotische Form ist wohl nur ein Perfectum, sei es, daß sie die umgestellte hieroglyphische Form *ta-na-i*, oder daß sie das Prototyp zu den koptischen Bildungen mit *et, ent* ist. Letzteres scheint mir das Wahrscheinlichere. Das demotische Präfix

lautet gar nicht *ne*, sondern *en*, und also entspricht demotisches *en-ta-i* dem koptischen *ent-a-i-ti*, welches letztere sich nur durch den Zusatz des *a* unterscheidet, was sich leicht erklären läßt. Uebrigens möchte ich über den Werth und Ursprung dieser demotischen und koptischen Formen mit *en*, *et*, *ent* nichts behaupten.

Das Koptische ist aber allerdings dazu vorgeschritten, auch das subjective Zeitelement zu bezeichnen, indem es den Formen mit *a* die Sylbe *ne* vor- und *pe* nachsetzte. Das *ne a-pe* bedeutet die Vergangenheit, sowohl der Dauer, als der Vollendung, d. h. es bedeutet zugleich Imperfectum und Plusquamperfectum. Es bezeichnet also nicht, wie Ewald meint, die Dauer, was übrigens auch zu seiner eigenen Darlegung nicht paßt, auf deren Verworrenheit ich nicht weiter eingehen kann. Ueber Ursprung und Grundbedeutung des *ne-pe* wage ich wiederum nichts zu sagen.

Schließlich noch eine Bemerkung von allgemeinerem Interesse. Der Verf. hat die üblichen lateinischen Termini der Grammatik gegen deutsche Wörter umgetauscht und bringt darauf, daß dies allgemein geschehe. Wie sehr ich geneigt bin, mich nur deutscher Ausdrücke zu bedienen, mögen meine Schriften beweisen. Gegen den Vorschlag des Verf. aber, der hierin nicht ganz allein steht, muß ich mich entschieden erklären. Die wissenschaftlichen Termini sollen in ihrer fremden Form erhalten werden. Ohne mich darauf einzulassen, die Gründe gegen dieselben zu widerlegen, will ich sagen, warum ich sie beibehalten haben will.

Die Kritik, und d. h. hier weiter nichts als besonnene Forschung, stellt als ihr erstes Gesetz die Forderung hin, daß in allen wissenschaftlichen Sätzen das relativ objective Moment vom subjectiven, oder das Gegenständliche, Thatsächliche von der Auffassung und Vermittelung im Bewußtsein scharf gesondert werde; daß man wisse, wie weit das Eine und das Andere reiche, wie viel im Gegebenen lag und was bei der Aufnahme desselben in der Erkenntniß von innen her hinzugefügt ward. Also müssen wir Ausdrücke haben, welche, so weit dies möglich ist, das Thatsächliche rein, ohne irgend welche begriffliche Auf-

fassung bezeichnen: damit in solchen Ausdrücken der bloße Stoff liege, welchen die Wissenschaft erst zu bearbeiten hat, und ihr nicht schon von vornherein der Stoff in gewisser Bestimmtheit gegeben werde, da sie selbst erst eine solche hinzuzufügen hat. Es darf der Wissenschaft nicht durch das Wort, in welchem ihr der Gegenstand der Forschung gegeben wird, schon vorgegriffen werden.

Darum müssen Termini so inhaltsleer und nichtsagend wie möglich sein, und darum sind Fremdwörter dazu am geeignetsten, weil wir uns bei ihnen am wenigsten denken. Solch eine nichtsagende Bezeichnung wie „Verbum“ ist vortrefflich; denn sie zieht eben nur nach Gebrauch und Uebereinkunft einen Kreis um eine gewisse Anzahl von Thatfachen, ohne etwas über ihre Natur auszusagen; sie bezeichnet, aber bestimmt nicht. Ihre Aufgabe ist, genau und vollständig auf die Thatfachen hinzuweisen, und diese erfüllt sie; sie pfuscht nicht in die Wissenschaft, deren Sache es bleibt, das Wesen der Thatfachen zu bestimmen. Sage ich aber „Thatwort“, wie der Verf. thut, so überliefere ich den Stoff sogleich in einer bestimmten theoretischen Auffassung und gebe dem Vorurtheil Nahrung.

Nicht nur wird die Wissenschaft durch solche deutsche Termini getrübt, sondern es wird auch das Verständniß erschwert. Eine babylonische Sprachverwirrung droht in die Wissenschaft einzudringen, wenn Jeder nach Belieben seinen Terminus bildet. Und welche Ungereimtheiten würden zu Tage kommen! sind schon bei solcher Veranlassung hervorgetreten! Um hier beim Verf. zu bleiben, warum „Thatwort“ und nicht „Thätigkeitswort“? Letzteres ist nicht nur schon längst üblich, sondern ist auch, obwohl ich es für falsch halte, doch besser als ersteres. Verbum ist kein Thatwort, Subject ist nicht „Hauptwort“, und „Namen“ oder „Nennwörter“ sind auch die Adjectiva und Verba; denn sie benennen Eigenschaften und Thätigkeiten.

Der Sextaner wie der Student soll denken lernen, und der Forscher will möglichst rein denken. Denken, logisch oder rein denken, heißt: nicht an der Krücke und unter der Leitung des Wortes, nicht unter der Knechtschaft des Wortes, nicht unter der Knechtschaft der Meinung des Lautes denken. Darum

soll der Sextaner wie der Student lernen, einen Laut, z. B. Verbum, hinnehmen und soll dabei nichts weiter denken, als den Laut. Er soll warten lernen, daß ihm der Lehrer sage, welche Thatfachen mit diesem Laute bezeichnet werden, und soll abermals warten lernen, daß ihm der Lehrer das innerste Wesen dieser Thatfachen kund mache. Den Inhalt dieses Wesens soll er denken ohne jenen Laut und soll diesen Gedanken mit einer gewissen Willkür durch jenen Laut bezeichnen.

Will aber jemand seinen Purismus schrankenlos durchsetzen, so möge er in der Weise verfahren, wie man es bei den Casus gethan hat. Ich könnte es billigen, daß man statt Nominativ, Genitiv u. s. w. erster, zweiter u. s. w. Fall sagt, wenn man nur festhalten will, daß die Ordnung bedeutungslos ist und nicht eine auf- und absteigende Würde andeutet. Ganz inhaltsleere Zahlenverhältnisse eignen sich sehr als Termini. Daher werden die Zahlen so vielfach angewandt, z. B. im Linné'schen Pflanzen-System. Dies wird immer beibehalten werden, und zwar um so mehr, je tiefer die Wissenschaft in das Wesen der Pflanze dringt. Denn die Wissenschaft bedarf der mechanischen Handhaben, und je mechanischer diese sind, desto besser; denn desto weniger hindern sie die freie That des Denkers.

H. Steinthal, Dr.

Kern und Schale.

Eine gewichtige Stimme ruft uns zu:

„Natur hat weder Kern noch Schale,

Alles ist sie mit einem Male“;

und wer billigte diese Aeußerung nicht? Wenn sie aber von der Natur gilt, so gilt sie gewiß von der Geschichte noch mehr. Wer wollte in ihr Kern und Schale unterscheiden! — Nur will mich bedünken, als habe die hegel'sche Schule und die Hegel'sirenden häufig dadurch geirrt, daß man in solchen Aussprüchen den Stein der Weisen zu besitzen meinte. Darum aber, daß man z. B. vorstehenden Satz im Munde führt, hat man noch nicht mit jedem Einfall, der einem kommt, Kern und Schale

der Natur zugleich erfaßt. Es ist nicht zu vergessen, daß solche Sätze nicht sowohl eine bestimmte Erkenntniß enthalten, oder gar ohne Weiteres absolute Wahrheit gewähren, als vielmehr bloß ein methodologisches Princip aussprechen, eine Forderung an den Forscher stellen, der er nachzukommen streben soll. Wir haben uns zu prüfen, ob wir die Sache so erfaßt haben, daß wir Kern und Schale zugleich erlangt haben, oder ob wir vielleicht in der That nur die Schale ohne den Kern hatten. Denn es gibt freilich eine Betrachtungsweise, welche den innersten und gehaltvollsten Stoff zur leeren Schale herabsetzt. Vor ihr sollen wir uns hüten.

„Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.“

So könnte sich nun vielleicht ein sorgfältiger Sprachforscher einmal fragen: ist nicht der Laut die Schale der Bedeutung, diese der Kern des Lautes; und habe ich mich nicht mein Leben lang mit Vergleichung von Lauten beschäftigt? also mit der leeren Schale? — Er wird sich aber, denke ich, bald antworten: nein. Denn wer, auf welchem Gebiete es auch sein mag, Gesetze aufdeckt, der hat in der Schale einen wahren Kern gefunden; und es gewährt eine wissenschaftliche Befriedigung, zu sehen, wie hundert weit zerstreute Lautformen durch ein einfaches Gesetz, eine Proportion, zusammengefaßt und dadurch als von einem und demselben Principe belebt enthüllt werden.

Die Lautlehre also, wie sie jetzt glücklicherweise betrieben wird, ist nicht eine Betrachtung der leeren Schale der Sprache; sondern der Laut, wie sie ihn ansieht, ist in sich selbst zugleich Kern. Niemals habe ich anders gedacht, oder Anderes behauptet; nur gelegentlich einmal habe ich vor einem bestimmten Irrwege warnen wollen, auf den in einem bestimmten Falle die Lautlehre gerathen zu sein schien, als sie gerade meinte, ein neues Gebiet erworben und auf ihm mathematische Formel-Bestimmtheit erlangt zu haben.

H. Steinthal, Dr.